

1. Die Einfachheit dieser Gebetsmeinung für den Monat der Ostermysterien ist überraschend. Sie ist nicht nur dynamisch für Kirche und Christenheit, sie weist unausweichlich auf den Kern des Evangeliums Jesu und auf das Grundanliegen des Zweiten Vatikanums hin. Allerdings sträubt sich da etwas in uns gegen die Universalität ihres Wortlautes. Sollte Gott wirklich gesagt haben, daß wir den Nächsten in allen Menschen sehen lernen sollen? Und warum muß das sein? Warum nötigt uns dieses Gebet, die sorgfältigen Einhegungen unseres privaten wie kirchlichen Lebens zu öffnen? Wir finden nichts dabei, wir begehren sogar danach, über das Fernsehen alle Völker, alle Katastrophen, alle Nöte der Menschheit zu erreichen und anzuschauen — unverbindlich und stets abschaltbar. Wenn nun alle diese Menschen unsere Nächsten werden, die 100 Millionen hungernder Inder, die Tausende von Waisen und Krüppeln in Vietnam, die Neger in den Slums der amerikanischen Großstädte, die armseligen Indios in Lateinamerika — aber warum so weit denken: wenn die aber Tausende in den Altersheimen hierzulande und alle Sorgen unserer Nachbarn auf unserem inneren Bildschirm erschienen, die Wohlstandsirrungen verfallen sind und ihre Person verschüttet haben, dazu die menschlichen Sorgen der Gastarbeiter oder gar die Kommunisten, die man gewöhnlich unbesehen verteuelt, dann beginnt eine Flucht des Herzens. Sie alle sind unsere Nächsten? Das kann nicht sein! Das Hauptgebot, um dessen Anwendung es hier geht, durchbohrt gleich einem Laserstrahl den harten Kern der Selbstbehauptung, das „Fleisch“ eines jeden Menschen, und fordert zum Widerstand heraus, den nur die Gnade des Heiligen Geistes überwindet.

„Er wollte sich rechtfertigen . . .“

Es gibt eine bekannte Methode, davon abzulenken, so wie es jener Schriftgelehrte tat, der Jesus versuchen wollte. Er fragte ihn, was man denn tun müsse, um das ewige Leben zu gewinnen. Der Mann fragte noch nach dem ewigen Leben, nicht nach Glück. Er ließ sich die Summe des Gesetzes abhören: Gott lieben von ganzem Herzen, „und deinen Nächsten wie dich selbst“ (Luk. 10, 25 f.). Er wußte also Bescheid und bekam daher die Weisung des Gesetzes: „Tue dies, so wirst du leben.“ Die Auskunft genügte ihm aber nicht. Er hatte etwas anderes erwartet, mit Recht. Er wollte herausbringen, ob es wahr sei, daß dieser Jesus sich über das Gesetz des Moses, über die Traditionen der Väter erhebt und sich als Sohn Gottes verehren läßt. Nichts von alledem! Jesus lehrte für ihn wie ein Rabbi. Da suchte er sich der Nötigung des Gebotes zu entwinden, das die nie versagende Selbstliebe zum Maßstab für die Nächstenliebe macht. „Er wollte sich rechtfertigen“, so heißt es treffend. Dummschlau fragte er: „Wer ist denn mein Nächster?“ Und mußte hören, was der barmherzige Samariter, ein Abständiger, an dem Überfallenen bei Jericho Gutes getan hatte, während Priester und Levit vorübergingen, um sich nicht unrein zu machen in falsch verstandener kultischer Gottesliebe. Wie oft hörten wir das Gleichnis, und nie werden wir müde, uns zu rechtfertigen mit der Frage: „Wer ist denn mein Nächster?“ Alle Menschen! Warum alle? Weil Jesus sein Leben hingegeben hat zur Erlösung für „die vielen“, nicht nur für gläubige Juden (oder Christen), vor allem für die religiös Abständigen, die Verlorenen (Mark. 10, 45 nach Is. 53, 12).

2. Von dieser österlichen Einsicht wurde das Konzil bewegt. Es hörte ganz neu, daß Christus in den Armen und Hungernden, in den Verlorenen gegenwärtig ist (Matth. 25, 31 ff.). Es erschrak vor der Warnung des Propheten an die Hirten, die sich selber weiden, statt den verlorenen Schafen nachzugehen und die Schwachen zu versorgen (Ez. 34). Er hörte das Wort Gottes, das durchdringende Wort aus der Bergpredigt: „ICH aber sage euch . . .“, auch die Feinde der Kirche sollt ihr lieben (Matth. 5, 43 f.). Die ganze Eröffnungsrede Papst Pauls VI. zur Vierten Sitzungsperiode war von diesem Geist erfüllt, der ihn sogar zur UN nach New York und zu den kühnsten und hartnäckigsten Bemühungen um den Frieden mit dem kämpferischen Kommunismus in Asien trieb, weil alle unsere Nächsten sind und keine Propagandamauern da etwas gelten. „Die Erneuerung der Kirche ist notwendig in Gestalt der *Conversio*, als Reinigung von Schuld, als Korrektur falscher Entwicklungen“, so schreibt Julius Kardinal Döpfner in einem Experimentierbuch für den christlichen Dialog (vgl. ds. Heft S. 131).

Der Erzbischof von München spricht da vom Geist der Umkehr, der *Metanoia*, der Sinnesänderung, die das Konzil unter dem Einfluß Johannes' XXIII. erfaßt habe. Es ist „Umkehr“, wenn die Konstitution über die Kirche bekennt, daß alle Menschen, auch die das Evangelium noch nicht angenommen haben, irgendwie auf das Gottesvolk hingeordnet sind und das Gottesvolk auf sie. Es ist „Umkehr“, daß sich die Kirche nicht mehr in erster Linie als hierarchische Institution mit Privilegien versteht, sondern als „das Sakrament . . . für die innerste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (§ 1). Es ist „Umkehr“, wenn das Wort des Apostels: Christus hat in seinem Blute „Juden und Heiden“ — wie damals die Alternative lautete — „in einem einzigen Leibe durch das Kreuz versöhnt mit Gott“ (Eph. 2, 13—16), neu gehört und durchdacht wurde bis in alle seine politischen und sozialen Auswirkungen, wenigstens ansatzweise. Weil der Sohn Gottes auch für mich den Kreuzestod auf sich genommen hat und ich nur dieser Liebe mein Heil verdanke, darum soll ich lernen, in allen Menschen unsere Nächsten zu sehen, die Christus schon für sein Heil beschlagnahmt hat, ehe sich noch ein einziger Missionar zu ihnen gesellt. Ich habe das Heil, die Kommunion, nie für mich allein, ich empfangen sie immer zugleich für „die vielen“, deren Last auch meine Last ist, sofern ich ein „Geistmensch“, ein Verwandelter durch den Geist Christi, geworden bin (Gal. 6, 1—2).

#### Das kultische Mißverständnis

Man kann als Christ nicht die Einheit der technischen Welt mit ihren Reichtümern genießen wollen, ohne um das Mysterium dieser Einheit in der Liebe Christi zu wissen und von diesem Wissen den schuldigen Gebrauch zu machen. Da bleibt immer ein Rest, ein beschwerlicher Rest der Verlegenheit, die von keiner kultischen Zufriedenheit kompensiert werden kann, sondern immer eines angestregten Nachforschens bedarf, wo der Nächste, der letzte Bruder Jesu Christi, auf uns wartet. Schon der Evangelist Johannes hat unzweideutig gegen das kultische Mißverständnis der Gottesverehrung und der Gottesliebe unter Umgehung der Nächstenliebe Stellung genommen, vor allem in seiner Darstellung des Abschieds-

mahles mit den Jüngern. Dort übernahm der Herr den Sklavendienst der Aufwartung (Kap. 13), sogar bis zur Selbstentäußerung im Dienst der Fußwaschung, damals noch keine liturgische Zeremonie, sondern eine dreckige und verachtete Verrichtung: „Ich habe euch ein Beispiel gegeben . . . Der Knecht ist nicht größer als sein Herr . . .“ Und so steht in der Homilie Jesu zum eucharistischen Mahl das Wort, das zu dieser Gebetsmeinung gehört: „Ein neues Gebot gebe ich euch, daß ihr einander liebt, wie ich euch geliebt habe“, damit die Welt die Sendung Christi erkennt. „So wie Christus“ ist das durchgehende Leitwort in den Briefen des Apostels Paulus, und nur mit Christus, ohne den wir nichts tun können (Joh. 15, 5), weder den Nächsten finden noch ihn lieben. Insofern war die blinde Frage des Gesetzeslehrers nach dem Nächsten richtig, es war die Frage nach der Erleuchtung durch den Geist Christi, die von der Selbstrechtfertigung und Selbstbewahrung befreit und zum Dienst der Erlösung erst befähigt.

### *Wo ist der wirkliche Mensch?*

3. Soweit bewegen sich unsere Gedanken noch im Bereich der biblischen Offenbarung mit ihrem Ärgernis für den natürlichen Menschen und ihrer Hilfe für den, der sich Christus preisgibt um des Nächsten willen. Aber damit haben wir noch nicht das getan, was heute nötig ist, um den Nächsten in allen Menschen wirklich zu entdecken. Der Nächste ist, wo auch immer, der Arme, der Gottes Hilfe erwartet. Zu sehr denken wir noch in den gewohnten Kategorien der leiblichen oder geistlichen Werke der Barmherzigkeit. Es ist notwendig, diese Richtlinien zu kennen, so daß sie uns in Fleisch und Blut übergehen. Aber damit ist noch nicht immer der Mensch in seiner Wirklichkeit gefunden, die ihn heute bestimmt. Auch das Konzil hat ihn mit der Pastoralkonstitution über „Die Kirche in der Welt von heute“ nicht ganz gefunden, weil es von einer klassischen Lehre vom Menschen ausgegangen ist. Das Gebet hat die Freiheit, der Wirklichkeit näherzukommen, die unser Leben und das Leben unserer Mitmenschen in der wissenschaftlich-technischen Zivilisation bestimmt. Ein beherrschendes Kennzeichen dieser Zivilisation ist nach dem Urteil kompetenter Soziologen, wie an dieser Stelle mehrfach dargelegt wurde (vgl. Herder-Korrespondenz 19. Jhg., S. 289 f., 538 und 634), der Verlust an Personhaftigkeit, also eine neue Erscheinungsweise dessen, was die Bibel Verlorenheit und Armut vor Gott als Folge „kollektiver“ Sünden nennt.

### *Am Rand der Glaubenswüste*

Daß unsere Moraltheologie weithin noch nicht darin geübt ist, im Hören auf päpstliche Rundschreiben, wie etwa *Mater et magistra* oder *Pacem in terris* von Johannes XXIII., oder auf die Analysen im zweiten Teil der Pastoralkonstitution „Die Kirche in der Welt von heute“ diesen „kollektiven“ Sünden oder den „Zwängen“ der modernen Gesellschaft nachzugehen — der Apostel Paulus würde sie vielleicht die „Mächte“ nennen —, entbindet die Aufmerksamkeit des Gebetes nicht von der Pflicht zur Wachsamkeit, unsere jeweiligen Nächsten konkret sehen zu lernen. Dazu bedarf es freilich der Erleuchtung durch übernatürliche Christusliebe, die den Menschen so sieht, wie er — vor Gott — ist. Der Nächste leidet konkret, jeder anders in seiner eigenen Lage, am Menschen, der ihm das Heil verstellt; und in dem besonderen Falle einer gerechten Arbeitsverfassung ist z. B.

die Verweigerung der von Papst Johannes angeratenen „Mitbestimmung“ nur der Vordergrund, der Schlimmeres verdeckt. So sind auch unter den „verhaßten“ Atheisten solche, die hungern nach Gerechtigkeit, weil sie an der Kirche und an den Christen leiden, die ihnen unverstänlich bleiben in ihrer Selbstbezogenheit. Sollten diese Atheisten wieder hoffen gelernt haben, dann war es das Konzil, das ihnen gerecht werden wollte und sogar die Frage der Mitschuld der Christen am Atheismus aufwarf. Aber mit einer fast zu naiven Entfaltung seiner liturgischen Reichtümer schreckte es sie immer wieder ab.

Da wir uns hier zum Beten in der Karwoche vorbereiten, um den wirklichen Nächsten in allen Menschen zu finden, sei es einmal etwas hart gesagt: Wir finden den leidenden Nächsten nicht, solange wir nicht bereit sind, aus den „Kulissen“ unserer konventionellen Frömmigkeit hervorzutreten, wozu auch die angelernten Vokabeln gehören, die nicht lebendiges „Wort Gottes“ sind, hervorzutreten an den Rand der Glaubenswüste, in der heute Menschen oft ohne persönliche Schuld leben und darben müssen, und seien sie noch so wohl gerüstet, Leben vorzutauschen oder große Taten zu verrichten, die vor Gott nichtig sind. Unseren Werken der Barmherzigkeit, den geistigen mehr als den leiblichen, haftet vielfach ein peinlicher Geschmack wohlhabenden theologischen Gönnerturns an. Den müssen wir ablegen. Insofern war die Gebetsmeinung für März über die Hochschätzung der Armut in der Kirche die richtige Vorbereitung für die Entdeckung des unbekanntesten Nächsten in allen Menschen, für den Christus sein Leben hingegeben hat, um es durch unsere Hingabe weiterzureichen.

**Die Kirche auf den Philippinen. Missionsgebetsmeinung für April 1966**

Für wenige Tage rückten im Vorjahr die Philippinen in das Blickfeld der gesamten katholischen Weltöffentlichkeit, als man dort in Gegenwart eines Kardinallegaten des Papstes die Vierhundertjahrfeier der Christianisierung der Inselwelt beging. Bei dieser Gelegenheit hat die katholische Presse über die religiöse Geschichte dieser „einzigsten katholischen Nation Fernasiens“ und ihre gegenwärtige prekäre religiöse Situation meist recht nüchtern und ohne Schönfärberei berichtet. (Die Herder-Korrespondenz hatte im Jahrgang 17, S. 121—128, unter dem Titel „Die ‚Neue Ära‘ der Philippinen unter Führung von Präsident Macapagal“ sich eingehend mit der politischen und religiösen Lage auf den Philippinen befaßt).

Die Jubiläumsfeiern waren ihrer Natur nach mehr auf Bekundung der Freude über ein kirchliches Ereignis, das wie kein anderes die moderne Geschichte des Landes bestimmte, abgestellt als auf eine scharfe innere Kritik des Lebens innerhalb der katholischen Gemeinschaft. Nimmt man hinzu, daß die Feier auch ein nationales Fest war, das dem leichtlebigen und sich an spektakulären Kundgebungen erfreuenden Malaienvolk der Inselwelt die Gelegenheit bot, seine Naturanlagen ausgiebig zu entfalten, so wird man nicht erstaunt sein, wenn die Gedenktage im April 1965 nicht jenes Maß von „Innerlichkeit“ aufwiesen, das abendländische Beobachter erwartet hatten. Schließlich bedeutet religiöse Besinnlichkeit und Selbstkritik immer ein Besinnen auf ein religiöses Ordnungsbild, das jedenfalls die Massen der seelsorglich so schlecht bzw. so unzureichend betreuten katholischen Christen auf den Philippinen nicht besitzen.